

Die christliche Basis.

Von Universitäts-Professor P. Albert M. Weiß O. Pr. in Freiburg (Schweiz).

I. Begriff und Tragweite des Wortes „christliche Basis“. ¹⁾

Bescheidenheit und Genügsamkeit sind recht hübsche Tugenden. Nur dürfen sie nicht gar zu weit getrieben werden. Sonst arten sie, wie alle moralischen Tugenden, die das Maß überschreiten, zu Fehlern aus und wirken schädlich. Und wiederum müssen sie sich die Leitung der Vernunft gefallen lassen. Denn wenn man Tugenden übt, wo einem der gesunde Menschenverstand sagt, daß sie übel angebracht sind, weil man damit nur die Verwirrung der Geister oder die Verirrung der Gemüter unterstützt, dann sind sie auch nicht löblich.

Nach beiden Seiten hin fehlen wir manchmal aus allzu großer Gutmütigkeit. Es ist ja richtig, wir haben uns bereits so sehr daran gewöhnt, die Drittels- und Viertelsgrößen der modernen Wissenschaft als bare Helden zu betrachten, daß wir, wenn wir einen wirklich bedeutenden Mann finden, der von sich sagt, er verachte den rohen

¹⁾ Man mag sich darüber verwundern, daß wir nicht auf die drei großen Ereignisse des verflossenen Jahres eingehen, auf das Schreiben an Dr. Commer, auf den Syllabus und auf die Enzyklika. Aber dann müßten wir vieles von dem wiederholen, was in den früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift bereits behandelt worden ist. Wir haben es stets als unsere Hauptaufgabe betrachtet, den Gang der modernen Ideen in seinen einzelnen Entwicklungsstufen zu verfolgen. Die päpstlichen Kundgebungen verurteilen diese alle in ihrem großen Zusammenhang und in ihren tiefsten Wurzeln. Dadurch erleichtern sie uns wesentlich den Versuch, die verschiedenen Erscheinungen nach ihrem wahren Wesen zu beurteilen. Darum fahren wir mit neuem Mute fort, den Verirrungen der Zeit nachzugehen, es ist das auch eine Erläuterung zu den Erklärungen der Kirche.

Materialismus, denn „etwas Höheres“ müsse es geben, unsere Freude über seinen „idealen Standpunkt“ kaum mehr beherrschen können. Bekennt aber eine wissenschaftliche Größe vollends ihre Achtung vor der „christlichen Weltanschauung“, dann wissen wir uns vor Freude nicht zu fassen. Der Herr Professor hat sich freilich ausdrücklich dagegen verwahrt, daß er Christ sei oder werden wolle. Er hat vielmehr erklärt, daß er für die Wissenschaft einen Rückfall ins Christentum für ewig ausgeschlossen halte. Er hat nur gesagt, gerade deshalb, weil eine Erklärung der Naturgesetze nach christlicher Auffassung nie und nimmer mehr zu fürchten sei, könnten wir jetzt viel unbefangener als vor Zeiten über das Christentum urteilen und auch seiner „Weltanschauung“ das Lob einer achtungsgebietenden, konsequenten und systematischen Erklärungsweise zuerkennen. Darüber nun unser Entzücken und die Versicherung, die Befehlungen zum Christentum oder doch die Bemühungen um die Wiedergewinnung einer „christlichen Basis“ mehrten sich mit jedem Tag, kein Zweifel, die Welt sei auf der Rückkehr zum Christentum begriffen.

Mit diesen Worten „christliche Basis, christliche Weltanschauung, christliche Lebensauffassung“ finden wir unsere Ansprüche an die Zeit befriedigt, unsere Bedenken über die Lage beseitigt, die nötigen Bürgschaften für ein Zusammenwirken mit den entgegengesetztesten Richtungen geboten. Nur ein Fanatiker oder ein blinder Verächter von allem und jedem, was zur modernen Kultur gehört, kann es uns verdenken, behaupten wir, daß wir eine Zeitschrift unterstützen. Denn wenn sie auch im allgemeinen die modernsten Ideen vertritt, so läßt sie doch von Zeit zu Zeit einen vorsichtig und zahn gehaltenen Artikel aus dem entgegengesetzten Lager zu, ja sie hält sogar darauf, in der Liste ihrer Mitarbeiter Namen von Männern aufzuführen, die auf „christlicher Basis“ stehen. Ebenso ist es mit Vereinen und Verbänden. So lang sie in ihren Statuten erklären, daß sie jeden aufnehmen, der auf christlicher Basis steht und keinem ein Hindernis setzen, diesen seinen Standpunkt, im persönlichen Leben wenigstens, geltend zu machen, lassen wir keinen Vorwurf darüber zu, daß wir ihnen beitreten und für Beitritt zu ihnen werben. Und das Gleiche gilt von politischen Parteien. Mit den Sozialdemokraten allerdings läßt sich kein Bündnis schließen, denn sie sind der Religion aus Grundsatz feind. Aber wenn eine Partei den „christlichen Standpunkt“ nicht ausschließt, wie z. B. die

liberalen Parteien alle, dann darf man einen wegen Teilnahme daran nicht gleich verdammen. Und wenn eine gar in ihrem Programm ausdrücklich erklärt, daß sie auf „christlicher Basis“ fuße, dann ist es eigentlich Pflicht für jeden, dem es ernst mit dem Christentum ist, sich ihr anzuschließen.

Die beständige Wiederkehr dieser Phrase muß einen doch etwas nachdenklich machen. Für das erste- und das zweitemal fällt sie einem kaum auf. Allmählich aber wird man stutzig. Und je öfter man diesen Ausdruck „christliche Basis“ hört, um so weniger will er einen beruhigen. Im Munde schlichter Christenmenschen, zumal wo es sich nur um das gewöhnliche Privatleben innerhalb engerer Kreise oder um eine Vereinigung religiös Gleichgesinnter handelt, unterliegt das Wort auch wirklich keinem Bedenken. Gläubige Christen verstehen unter dem Wort „religiöse Basis“ entweder ihre eigene Konfession oder ein Zusammenwirken politischer oder sozialer Art unter Männern, von denen jeder sonst in religiösen Dingen entschieden seiner besonderen Konfession treu ist. Je größere Massen aber auf dieser sogenannten christlichen Basis zu gemeinsamen Zwecken zusammentreten, desto unsicherer wird die Vorstellung, die sich mit diesem Worte verbindet. Daß in großen politischen und wirtschaftlichen Verbänden nicht wenige dabei nur an den Gegensatz gegen die Sozialdemokraten oder gegen die Juden denken, unterliegt keinem Zweifel. Sehr häufig gilt für sie das Wort christlich ebenso viel als antisemitisch. Ja, mir ist es einmal vorgekommen, daß mir ein recht ehrenwerter Mann sagte, auf christlicher Basis könne auch ein Jude stehen. Und als ich ihn fragte, was er denn unter christlich verstehe, antwortete er mir: „Christlich ist jeder, der mit dem Volke Mitleid hat.“ Gewiß ein sehr weiter und sehr unbestimmter Begriff von der christlichen Basis! Auf der Chemnitzer Konferenz über die Gewerkschaftsfrage ist ausdrücklich betont worden, daß das Wort „christlich“ nur bedeuten solle: „nicht christentumsfeindlich“.¹⁾ Demzufolge wäre ein atheistischer Lebemann, der jeden nach seiner Fassung selig werden läßt, weil er jede Religion für eine bedeutungslose und gleichgiltige Geistesverirrung hält, — „christlich“.

Und wir dürfen gegen derlei unsaßbare Auslegungen nicht einmal recht viel sagen, denn die Sache wird noch weit schlimmer und eigentlich erst recht gefährlich, wenn wir uns auf das Feld der

¹⁾ Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung 1907, 212.

Religion und der Theologie begeben. Auf dem Gebiete der Apologetik hat das Wort christliche Basis schon lange Verwirrung in Fülle angerichtet. Jedermann kennt jene Richtung dieser Wissenschaft, welche deren Aufgabe darin sucht, daß sie nur das zu beweisen und zu verteidigen habe, was allen christlichen Benennungen gemeinsam sei. Denn nur dies mache das „eigentliche Wesen des Christentums“ aus. Selbst katholische Apologeten bauten auf diesen verwerflichen Satz, die Verflüchtigung jeder greifbaren Religion, die Auflösung des Christentums in Nebel, ihr ganzes Lehrgebäude auf. „Alle Lehren, welche von den Katholiken allein angenommen werden, sind solche Lehren, die zur Heilsordnung nicht notwendig gehören; es steht noch in Zweifel, ob sie allzeit, überall und von allen als von Gott unmittelbar geoffenbarte angesehen werden.“ „Die Kirche dringt (!) diese Lehren den Protestanten nicht als unmittelbar geoffenbarte auf.“ Diese mögen sie, wenn sie bloß „spekulativ“ sind, sie auf „ihre Gefahr hin innerlich glauben oder nicht“. So lehrt Beda Mayr,¹⁾ und auf dieser Grundlage glaubt er einen Ausgleich mit den getrennten Sekten bewerkstelligen zu können. In neuerer Zeit haben wir ähnliches in abgeschwächter Form wieder zu hören bekommen. Namen möge man uns aus Schonung zu verschweigen erlauben. Das gleiche Unheil und noch größeres hat die neueste theologische Disziplin, die sogenannte vergleichende Religionswissenschaft angerichtet. Denn sie erklärt uns, daß das „wahre Christentum“ nichts anderes ist als das „Wesen der Religion“. Dieses aber will sie auf demselben Weg der Destillation herstellen, auf dem es Beda Mayr zu finden glaubte. Denn, so lehrt sie, nur das, was allen Religionen gemeinsam zugrunde liege, gehöre zum Begriff Religion; alles übrige sei nur geschichtliche Entwicklung, individuelle Darstellung und zufällige Sonderbildung. Bei diesem Vorgehen bleibt nun freilich für das „Wesen des Christentums“ außerordentlich wenig übrig. So viel behalten wir übrigens auch nach ihrem Verfahren bei der Zurückführung auf den Begriff der reinen Religion immer noch in den Händen, als wenn wir mit Beda Mayr aus den sogenannten Konfessionen das ausziehen wollten, was allen christlichen Genossenschaften gemein ist. Denn daß wir dann keine Gottheit Christi, keine Kirche, keinen äußerlichen Gottesdienst, keine Sakramente mehr zum Wesen des Christentums rechnen dürften, darüber sind wir zum voraus

¹⁾ Beda Mayr, Verteidigung der Religion, IV, 288 f.

im reinen. Nicht einmal der Glaube an einen persönlichen Gott gehörte dann noch zu der „christlichen Basis“. Hören wir doch bereits sehr häufig unter Protestanten sagen: „Der alte Gottesbegriff läßt sich nicht mehr aufrecht halten; der Gott wird ein anderer, ein innerweltlicher.“ „Er tritt nicht mehr dem einzelnen Menschen als Persönlichkeit gegenüber.“¹⁾ Das ist mit andern Worten krasser Pantheismus. Dürfen wir nun aber nicht mehr den lebendigen Gott zum gemeinsamen Besitz aller christlichen Bekenntnisse rechnen, was bleibt uns dann noch übrig für eine gemeinsame christliche Basis?

Bis hieher hat der Gedanke von der christlichen Basis keine weitere Bedeutung als die einer theologischen Frage, die höchstens geeignet ist, Verwirrung in den Köpfen und in den Herzen zu erzeugen und den Glauben zu untergraben — dazu ist sie freilich ganz vorzüglich geeignet. Nun aber kommen wir zu einer Anwendung, die sehr greifbare Gestalt annimmt und die empfindlichsten praktischen Folgen nach sich zieht. Es handelt sich um eine der verhängnisvollsten Ideen, die die Zukunft unseres öffentlichen Schulunterrichtes bedrohen. Drei Sätze dürfen wir als allgemein von der modernen Pädagogik, soweit sie nicht vollständig radikal ist, angenommen bezeichnen. Eine gänzliche Auscheidung der Religion aus Unterricht und Erziehung, sagt sie durch den Mund ihrer meisten Vertreter, können wir nicht befürworten; das Beispiel Frankreichs, wo ein Menschenalter hingereicht hat, um durch eine vollständig religionslose Schule nahezu das ganze Volk zu entchristlichen, ist für uns Warnung genug. Man fragt oft mit Erstaunen, wie es doch möglich sei, daß das französische Volk dem Vernichtungskampf gegen die Kirche so teilnahmslos zusehen könne. Hier ist einer der Hauptgründe dafür. Andere liegen freilich weiter zurück: das jansenistische System des „Hungerns“ nach den Sakramenten, und die vierzigjährige Unterbrechung der Seelsorge und des regelmäßigen Gottesdienstes von 1790 bis 1830. Darum, fahren sie fort, muß bei uns Schule und Unterricht auf christlicher Basis gegründet bleiben. Nur erlauben unsere staatlichen und gesellschaftlichen Zustände keine Verpflanzung des Konfessionellen in die Schule mehr. Deshalb muß sich der Unterricht dort auf das rein Christliche, das allen christlichen Staatsbürgern gemein ist, beschränken. Den Unterricht in dem, was sie voneinander unterscheidet, müssen wir aus der Schule verweisen

¹⁾ Christliche Welt 1907, 102.

und den Dienern der einzelnen Konfessionen überlassen. In die Schule gehört Religion und das reine Christentum, aber kein Konfessionalismus. Die Durchführung dieses Grundsatzes, meint Friedrich Paulsen, würde auch die Lehrerschaft wieder dem Glauben näher bringen. Den Glauben an die auf der Oberfläche des Christentums treibenden konfessionellen Dogmen könne man von ihnen nicht mehr verlangen. Gerade dieses Verlangen sei es, was sie in den Unglauben hineintreibe. Eine „freihere Stellungnahme“ zu den „uns unverständlich gewordenen dogmatischen Formulierungen“ einerseits, anderseits eine „tiefere Gestaltung des Unterrichts“ durch das Eingehen auf das zum allgemein giltigen Wesen des Christentums Gehörige würde sicher eine Besserung hervorrufen. Die Mehrzahl der Lehrer würde freudig den Unterricht im Christentum versehen, „wenn man ihm nur offiziell den einseitigen dogmatischen Charakter nimmt“. ¹⁾ Und das, erklärt Paul Drews, sei unvermeidlich. Denn es sei doch „ein Widerspruch in sich, daß derselbe Staat (!) hier die katholische Dogmatik mitsamt der Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes, dort den reformierten oder lutherischen Katechismus mit der absoluten Verwerfung des Papsttums als unfehlbare Wahrheit lehren läßt.“ ²⁾ Das sind Sätze, die wir in der modern gestimmten Pädagogik als allgemein gültig voraussetzen dürfen. Welche Aussichten sie uns für die Zukunft eröffnen, das auszuführen ist unnötig. Wir glauben nur darauf hinweisen zu sollen, daß die verhängnisvolle Macht dieser drohenden Gefahr eben in dem Zusammenhang mit der ganzen Geistes- und Denkrichtung unserer modernen Bildung liegt. Leider fassen wir nicht immer ganz die Bedeutung dieser Tatsache. Wir erheben uns entrüstet, sobald uns die Tragweite des Wortes von der christlichen Basis auf dem Gebiete des Unterrichts klar geworden ist. Aber wir übersehen, daß wir selber dazu beitragen, diesem Gedanken Verbreitung zu verschaffen, indem wir ihn ahnungslos in anderen Tragen nachsprechen, ja wohl mit allem Eifer unterstützen.

Ein Beispiel dafür liefern wir durch unsere Mitarbeit an der sogenannten „Annäherung der getrennten Konfessionen“, einem Werke, das ganz besonders dazu geeignet ist, die Idee von der „christlichen Basis“ populär und weiteren Kreisen zugänglich zu

¹⁾ Ebenda 1907, 152. — ²⁾ Ebenda 1907, 84.

machen. Wir haben darüber schon einmal gehandelt¹⁾ und dort gesagt, daß eine Einigung gewiß zu den heißesten Wünschen jedes aufrichtigen Katholiken gehört, daß aber nach dem Zeugnis der Geschichte das Streben nach deren Verwirklichung mit größter Vorsicht betrieben werden muß, damit nicht als Folge davon jene Beschädigungen der Wahrheit eintreten, die sich leider nur zu leicht in ihrem Gefolg einstellen.

Einen dankenswerten Beitrag zur Aufklärung über diesen heiklen Gegenstand hat Adolf Harnack geliefert durch die vielbesprochene Rede, die er zum Geburtsfest des Kaisers am 27. Jänner 1907 in der Aula der Berliner Universität gehalten hat. Nachdem er das Unheil, das die Spaltung der Konfessionen in Deutschland beständig erneuert, in lebhaften Farben geschildert hat, ein Unheil, das umso bedenklicher ist, weil eine der Parteien „dazu noch Direktiven aus dem Ausland erhält“, sagt er, niemand dürfe sich durch die Schwierigkeiten abhalten lassen, an dem Werk der Einigung zu arbeiten. Insbesondere habe hier auch die theologische Wissenschaft eine Pflicht zu erfüllen. Ihr komme dazu ein zweifacher Fortschritt zu Hilfe. Einmal habe ihr der Fortschritt in der geschichtlichen Erkenntnis klar gemacht, daß die Trennung in „geschichtlichen Umständen begründet war, die längst nicht mehr bestehen“. Darüber habe sie „mit steigender Klarheit die ernste Einsicht der christlichen Religion erkannt, und zwischen Kern und Schale zu unterscheiden gelernt“. ²⁾ Die Dinge gehen lassen, sei schlechterdings unzulässig. Man müsse also versuchen, eine „Annäherung der Konfessionen zu erstreben“. Wie ist nun eine solche zu denken? Offenbar nicht auf dem Weg der Konzessionen und der Kompromisse. „Darüber sollte ein Zweifel nicht mehr bestehen.“ Derlei Versuche diskreditieren das ganze Unternehmen und erwecken immer den Verdacht, daß es die Urheber „mit der Wahrheit nicht genau oder nicht ernst nehmen und der eigenen Kirche die Treue brechen“. „Im besten Fall würde man statt zweier Konfessionen drei bekommen.“ Der richtige Weg könne nur gefunden werden durch die richtige Einsicht in das wahre Wesen der Religion. Die Religion ist etwas „schlechthin Innerliches“. Selbst die Kirchen sind nicht

¹⁾ Vinzer theol.-prakt. Quartalschrift 1903, 249 ff. — ²⁾ Die Ausführungen sind hier gegeben nach der Sonderausgabe „Protestantismus und Katholizismus in Deutschland von Adolf Harnack“, Berlin, Georg Stilke. 1907.

„nur Lehrschulen, die ihre Kraft lediglich in der Festigkeit ihrer Schuldogmen haben“. Sie sind auch „Gemeinschaften eines schlichten Glaubens und brüderlicher Liebe, die aus freier und warmer Seele quillen“. Damit ist alles gesagt, was wir bedürfen. Die Kirchen sollen bleiben, aber die „fortschreitende Erkenntnis ist in der Richtung auf eine höhere und innere Einheit zu entwickeln“. „Mehr Innerlichkeit, echte Christlichkeit und Freiheit innerhalb der Kirchen, et caetera adjicientur vobis.“ „Daneben mag dann jede Kirche tun, was sie für recht und gut hält, — es wird den Frieden nicht mehr stören.“ „Möge also nur jede Kirche ihren Gläubigen die volle Freiheit geben und in der Religion nur die Religion gelten lassen.“ „Die Annäherung der Kirchen fällt mit der Verinnerlichung und Freiheit in jeder einzelnen Kirche zusammen.“ Dadurch kommen wir zur Annäherung und Gemeinschaft. Denn diese besteht darin, daß uns „der Christenstand überall wichtiger werde als der Konfessionsstand“. Es müssen also „die Kirchen selbst und in ihren berufsmäßigen Vertretern „weitherziger werden“. Und es „muß der Laie sich schämen, kirchlich zu sein, während ihm das Christliche etwas innerlich Gleichgiltiges ist“. Er soll sich „vor allem als Christ fühlen“. Dann kommen „die Konfessionen aus der Enge und aus den Fesseln, in die sie sich selber geschlagen haben“.

Dies in Kürze die Darlegung dessen, was hier unter „christlicher Basis“ verstanden wird. Es ist, wie Harnack zum Schlusse sagt, eine „höhere Stufe und eine innere Gemeinschaft, in der die christliche Religion wieder als das Band der Einheit empfunden wird“.

Die Mittel, die er zur Herstellung dieser christlichen Basis empfiehlt, interessieren uns für diesmal weniger. Selbstverständlich steht hier obenan „eine wirkliche Umbildung des Begriffs Autorität“. Denn „auch in geistlichen Dingen ist die absolute Autorität der Kirche mit der Freiheit der Religion und mit der Stufe, auf der wir stehen, unverträglich“. Das ist sehr unbestimmt ausgedrückt und doch durchsichtig genug. Für den Katholiken bedeuten diese Worte, in katholisches Denken und Sprechen gefaßt: Das Mittel, um aus dem „Katholizismus“ die „christliche Basis“ herzustellen, besteht in dem Preisgeben der Kirche, wenigstens der Kirche als Autorität. Trennt die Kirche vom Christentum, dann habt ihr die christliche Basis!

Damit die Geister für diese „höhere“ Auffassung reif werden, empfiehlt Harnack unter anderm „gemeinsame Kongresse von Theologen beider Konfessionen in Deutschland“. Ebenso, daß „katholische Theologen Vorlesungen evangelischer Theologen hören und umgekehrt; es geschieht bereits, aber viel zu selten“. Von protestantischen Theologen, die katholische Theologievorlesungen hören, haben wir noch nie etwas gehört. Von katholischen Theologen, die in Berlin bei Harnack und bei Delitzsch studieren, haben wir allerdings vernommen, auch von den Wirkungen dieser Studien. Wir glauben, daß Harnack ganz richtig meint, die „christliche Basis“ wäre bald hergestellt, wenn dies öfter geschähe.

Diese Rede hat „viel Kopfschütteln“ hervorgerufen. Deshalb sah sich Friedrich Paulsen bewogen, Harnack zu Hilfe zu eilen und einige Erläuterungen zum besseren Verständnis seiner Worte beizufügen.¹⁾ Er beruhigt die Protestanten und erklärt, daß sie dabei nichts zu fürchten hätten. „Zunächst könne die Annäherung der Konfessionen nichts anderes bedeuten, als daß der Katholizismus seine starre Ausschließlichkeit, die Verdammung des Protestantismus als verabscheuungswürdige Häresie fallen lassen müsse.“ Die Konfessionen müßten dahin gebracht werden, daß sie sich gegenseitig betrachten, „wie sich auf der Höhe der Bildung die Nationen empfinden, als Ergänzung und als Bereicherung“. Sonst habe der Protestantismus weiter in diesem Geschäft der Annäherung nichts zu tun, denn die Bedingungen dazu habe er ja bereits geschaffen. Alles, was noch zu tun übrig bleibe, sei demzufolge „innere Durchdringung des Katholizismus mit dem Wesen des vorangeschrittenen Protestantismus“. Es habe ja schon einmal eine Zeit gegeben, wo das „in den höchsten und besten Repräsentanten“ bereits geschehen sei. Damals, „in der Zeit der vielgeschmähten Aufklärung“, habe der Katholizismus dem Protestantismus „Heeresfolge geleistet“. Das brauche nur abermals zu geschehen, dann sei die Aufgabe vollendet, um die es sich handle, die Annäherung nicht durch äußerlichen Anschluß, sondern durch innere Umwandlung.

Der Sinn des vielen Redens über die Herstellung einer allgemeinen und gemeinschaftlichen Basis ist also Ausscheidung alles Konfessionellen, Abstreifung der Kirche, Zurückführung des Christentums auf die „reine Innerlichkeit“, die der Protestantismus bereits

¹⁾ Deutsche Literaturzeitung 1907, Nr. 7, S. 389 ff.

erreicht hat. Dann haben wir das „Wesen des Christentums“, mit andern Worten, die „christliche Basis“.

Das alles klingt nun sehr modern, und die Wege, die uns zur Erreichung dieses Zieles vorgeschlagen werden, sind auch in der That erst anderthalbhundert Jahre alt, die Sache aber ist um viele Jahrhunderte älter. Die Vorkämpfer für diese Bewegung haben wohl keine Ahnung davon, daß sie uns einfach wieder ins graue Mittelalter zurückversetzen. Wenn es eines Beweises bedarf, daß die Scholastik gar nicht so unnütze Dinge verhandelt hat, und daß es vergebene Mühe ist, ihre Streitfragen einfach als abgetan zum alten Plunder zu werfen, so haben wir hier ein Beispiel. Die ganze Verhandlung, um die sich alles dreht, ist nichts als die Erneuerung des so vielfach verschrieenen Streites um die Universalien. Vielleicht dient eine kurze Erörterung dazu, die allzu hitzige Begeisterung für die Herstellung der christlichen Basis zu mäßigen, oder doch Klarheit über die Bedeutung und über die Tragweite dieses Gedankens zu verschaffen. Deshalb mag es nicht überflüssig sein, die Frage für einige Augenblicke unter dem gedachten Gesichtspunkt anzusehen.

Die sogenannten „Konfessionen“, die der modernen Anschauung zufolge alle nebeneinander als gleichgeltend, nur als mehr oder minder weit fortgebildete Gestaltungen der einen christlichen Grundidee aufgefaßt werden, verhalten sich nach demselben modernen Gedanken gegenseitig wie Abarten, zum sogenannten „Wesen des Christentums“ aber als verschiedene geschichtliche Verwirklichungen oder als besondere Einzeldarstellungen des allgemeinen, ihnen allen gemeinsamen Begriffs Christentum. Wenn dem aber wirklich so ist — und wir wollen für einen Augenblick auf diese Vorstellung eingehen — dann ist die Frage nicht zu vermeiden, wie wir uns jenes „Wesen des Christentums“ zurechtzulegen haben. Ist es etwas, was sich in jeder Konfession gleichmäßig findet? Ist somit jede Konfession das Christentum, höchstens daß es diesem Wesen einige nebensächliche, rein geschichtliche und vergängliche Zusätze beigefügt hat? Ist es etwas, was wir aus den Konfessionen erst künstlich herstellen müssen, so daß diese vielleicht einstweilen zwar fortbestehen können, dann aber, wenn das Wesen hergestellt ist, von selbst wegfallen und in diese „höhere Einheit“ aufgehen werden? Die Zeit des Rationalismus zog gemeinhin die Bejahung der ersten Frage vor. Damals war für die geläuterten Begriffe der denkenden Kreise jede Religion in sich be-

rechtigt, jeder nahm sie hin als eine gegebene Größe, über die man weiter nicht zu disputieren habe, und ließ sie dann gelten oder verwarf sie, je nachdem er sich mit dieser Tatsache abfand. Das war offenbar Erneuerung des Nominalismus. Für diesen ist die allgemeine Idee nichts als höchstens ein leeres Wort; das Einzige, was er kennt, sind die Realitäten, die Einzeldinge, die einander gleich sind als Verwirklichungen des allgemeinen Begriffes, den man außer ihnen nicht denken kann. Jene moderne Richtung, von der wir eben handeln, bejaht die zweite Frage. Ihr zufolge sind die einzelnen Kirchen und Konfessionen, um mit Harnacks Lieblingsausdrücken zu sprechen, entweder Schalen, Mäntel, Hüllen, die sich um den Urkern, das Wesen des Christentums herum angelegt haben, oder Verdichtungen, Niederschläge aus der ursprünglichen Nebelmasse von platonischen Ideen, die den wahren Bestand des Urchristentums ausmachten. Demgemäß ist das „Christentum als solches“ etwas, was durchaus verschieden gedacht werden muß von all seinen späteren Entwicklungen. Und sollte es gelingen, es wieder herzustellen, so müßten selbstverständlich diese Hüllen oder Verdichtungen geopfert werden, denn sonst könnte man es ja nicht zustande bringen. Augenscheinlich ist das die aus dem Platonismus entwickelte Theorie des kraßten Realismus, wie wir sie am entschiedensten bei Wilhelm von Champeaux ausgebildet finden. Dieser zufolge ist der allgemeine Begriff etwas Wirkliches und selbständig Existierendes, ja er bildet das eigentliche Wesen der Dinge; die Einzeldinge dagegen sind nur vorübergehende Erscheinungsformen des Allgemeinen und sind nur dadurch entstanden und nur dadurch voneinander unterschieden, daß in jedem zum allgemeinen Wesen ein gewisser Zusatz hinzugetreten ist, welcher Zusatz übrigens unwesentlich und nur accidentell ist.

Wenn dem so ist, — wir bleiben einstweilen noch immer auf dem Boden dieser Erklärungsweise stehen — dann muß es auch Wege geben, um aus diesen Sondererscheinungen das allgemeine gemeinsame Wesen wieder herzustellen. Das haben die alten Realisten nicht versucht. Die neueren gehen entschlossen darauf aus, in diesem Stück entschieden konsequenter als ihre Vorbilder. Gerade Harnack verfolgt diesen Weg mit Vorliebe. Er nennt ihn den der „kritischen Reduktion“. Ob schon die Reformation, wie er behauptet, diese Operation durchgeführt habe, das möge für hier dahingestellt bleiben. Daß sie den Anfang dazu gemacht hat, ist jedenfalls

unbestreitbar. Genug, ob nun bereits geschehen oder nicht, sicher ist so viel, daß jene „höhere Einheit“, das reine „Wesen des Christentums“, nur dann hergestellt werden kann, wenn man all die späteren Auswüchse, Zusätze, Hüllen abstreift, das Ganze reinigt und so auf die „Religion“ zurückgeht, das heißt „sie auf sich selbst zurückführt“. ¹⁾ Dabei bleibt freilich blutwenig übrig, aber dafür erhalten wir das reine, ursprüngliche Christentum, die „christliche Basis“.

Und nun können wir von dort aus auch wieder die Probe auf die Rechnung machen. Nachdem wir durch die „Kritik“ das „Christentum als solches“ aus all den spätern Entwicklungen und Entstellungen „herausgewickelt“ und „herausgeschält“ haben, stellen wir uns zu ihm an den Anfang, wo es nichts ist als der leere Keim, und übersehen von dort aus mit dem richtigen „historischen Blick“ die zukünftige Entwicklung. Nunmehr ist es ein Leichtes, mit Hilfe der „Evolution“, von den ersten Anfängen aus den Gang der Dogmenentwicklung, der Kirchenbildung, der Entstehung und Veräftung des Gottesdienstes, der Hierarchie, kurz die ganze Kirchen- und Dogmengeschichte im modernen Sinn bis ins kleinste zu verfolgen. Da hiebei alles auf das genaueste mit den von der modernen Wissenschaft angenommenen Voraussetzungen von der „christlichen Basis“ stimmt, so ist es klar, daß diese richtig sein müssen.

Wir brauchen wohl nicht eigens zu sagen, daß alle diese Voraussetzungen falsch sind. Sie sind schon im Mittelalter durch den Abschluß der langen Kämpfe um die Universalien als unhaltbar erwiesen worden. Selbstverständlich ist der allgemeine Begriff ebenso wenig etwas Selbstständiges als er eine bloße Einbildung ist. Er ist etwas Wirkliches, aber er existiert nicht abgesondert von dem Einzelwesen und kann nicht für sich allein bestehen. Er existiert in Wirklichkeit nur in dem Einzelwesen, in dem er dargestellt ist. Niemand wird je den „Baum als solchen“, den „Vogel an sich“ darzustellen vermögen, niemand den „Idealfisch“ zustande bringen. Will einer den Baum haben, so muß er ihn in der Form der Tanne oder der Eiche aus dem Forst holen, will er einen Vogel kaufen, so muß er ihn als Nachtigall oder als Amsel kaufen. Darum ist jeder Versuch, auf dem Weg der kritischen Reduktion das Wesen von den Akzidentien zu sondern, vergeblich. Auch ohne Experimente gemacht zu haben, wird jeder zum voraus die richtige Antwort auf die Frage finden,

¹⁾ Harnack, Wesen des Christentums. 5. Aufl. 168 f. 178.

was übrig bliebe, wenn man durch kritische Reduktion aus der Eiche den Baum, aus der Nachtigall den Vogel, aus Homer das „Epos an sich“, aus der Summa theologica das „Buch als solches“, aus den Gesetzen von Plato die „reine Philosophie“ oder das „Wesen der Philosophie“ herstellen wollte.

Ist das richtig, dann ist jeder Versuch, die Kirche vom Christentum zu scheiden, ein Ding der Unmöglichkeit. Das Christentum ist nur in der Form der Kirche wirklich vorhanden und war nie in anderer Weise verwirklicht. Die moderne Darstellungsweise, derzufolge sich die Kirche erst allmählich, ob nun auf rechtmäßige und von Christus vorhergesehene und vorhergewollte Weise, oder durch Entartung, aus dem Christentum heraus oder zum Christentum hinzu entwickelt habe, ist so ungeschichtlich wie möglich. Immerhin ist sie noch erträglicher als die jüngst von einem katholischen Schriftsteller entwickelte Ansicht, kraft deren wir in der Kirche nur Stützen oder Strebepfeiler sehen müßten, mit denen der Herr der „Religion“ größere Festigkeit habe geben wollen.

Dann aber kann auch keine Rede sein von irgend welcher „Reduktion“. Jede Reduktion auf das Wesen ist eine Zerstörung des Wesens. Reduziere ich einen Menschen auf sein „innerstes Wesen“, so ist er längst tot, ehe ich dort angelangt bin. Reduziere ich ein Gemälde von Tizian durch Ausschcheidung alles dessen, was nicht unbedingt zum Wesen gehört, auf das „Gemälde als solches“, so mag ja noch mancherlei übrig bleiben, was an das alte Meisterwerk erinnert, aber der Eigentümer wird mir wenig Dank wissen, wenn ich ihm erkläre, ich habe es erst jetzt auf sein wahres Wesen zurückgeführt. Man möge nur einmal die Liebhaber dieser „kritischen Reduktion“ acht Tage lang mit der „Speise an sich“ nähren und in einem auf sein „reines Wesen“ zurückgeführten Hause wohnen lassen, dann wird wohl ihr Eifer für die Kritik einigermaßen erlahmen.

Demzufolge können wir immerhin zugeben, daß in den verschiedenen christlichen Sekten, die ja alle auf dem Weg der „Reduktion“ zustande gekommen sind, mancherlei Reste des Christentums zur Not erhalten sind. Sie sind erhalten wie das Werk Lionardos im Abendmahl zu S. Maria delle Grazie. Die Unbild der Zeit hat eine gründliche Reduktion daran vorgenommen. Ungeschickte Verbesserer haben Zusätze dazugetan, die kaum weniger verdorben

haben. Wird wohl jemand hier das wahre Wesen des Kunstwerks finden? Und glaubt jemand, daraus durch abermalige Reduktion der Schalen und Hüllen die ursprüngliche Natur des Gemäldes „heraus-schälen“ zu können! Oder nehmen wir die Wilden des Südens, die Menschenfresser in Afrika, die Samojeden im Norden. Man liebt es, sie „Naturvölker“ zu nennen. Gewiß haben auch sie Reste des ursprünglichen Menschthums bewahrt, so viel sie auch vom Rein-menschlichen preisgegeben, so viel sie das, was sie gerettet haben, mit einer barbarischen Unkultur versetzt haben. Wem wird es einfallen, aus allen diesen Verunzierungen der Menschheit durch kritische Reduktion das „wahre Wesen des Menschen“ herstellen zu wollen? Wer wird dies selbst dadurch zu verwirklichen suchen, daß er die verschiedenen Erscheinungen, in denen das Menschthum verhältnismäßig am besten erhalten ist, zusammennimmt und aus ihnen durch Abstraktion das Beste, was jedem eigen ist, herausgreift? Nur ein Stümper von jener Art, über die sich Raffael wegwerfend äußert. Ein Künstler, der sein Ziel erreichen will und erreicht, sagt der große Meister, muß das, was den Menschen macht, aus sich selbst im Ganzen schaffen. „Die Einzelnen, in denen er das Ideal des Menschen mehr oder minder verwirklicht sieht, darf er nur dazu studieren, um zu sehen, ob und wie in ihnen dieses zum Ausdruck gebracht ist. Aber aus ihnen ein Ur- und Vorbild zusammenleimen, führt nur zur Karikatur, nicht zur Kenntniss des wahren Menschen.¹⁾ So-mit ist der von Harnack vorgeschlagene Weg, das „Wesen des Christen-tums“ zu finden, gerade der rechte Weg, um ein vollständiges Zerrbild des Christentums darzustellen. Niemand wird es einfallen, das Wesen des alten Judentums durch kritische Reduktion aus dem Talmud, der Rabbala und dem Spinozismus und aus den im Schoße des späteren Judentums entstandenen Sekten finden zu wollen.

¹⁾ In sehr beherzigenswerther Nuganwendung führt diesen Gedanken P. Rud. Meyer durch, indem er den Irrtum bekämpft, als gehöre zur Weltkenntniss und zur fruchtbaren Einwirkung auf die Welt die Bekanntschaft mit dem Treiben der Welt. Die Weltkenntniss, sagt er, ist die Kenntniss der Menschen und die Menschenkenntniss lernt man einzig durch die Selbstkenntniss. Hat einer dazu auch Kenntniss der Welt, desto besser; denn dann ist diese für ihn nicht bloß Kenntniss eines Geschichts- oder Lehrstoffes, sondern eine Bestätigung seiner eigenen Erfahrung, ein Seitenstück zu dem, was in seinem eigenen innern Bewußtsein vorgekommen ist. (Erste Unterweisung in der Wissenschaft der Heiligen, 19.)

Und beim Christentum soll dieses Mitte zum gewünschten Ziele führen? Nach allen Regeln der Geschichte wie der Philosophie gibt es dazu nur einen Weg, den, daß wir das Wesen des Christentums in seiner sichtbaren und greifbaren Verwirklichung hinnehmen und es in der Form untersuchen, in der es vom Stifter des Christentums von allem Anfang gegründet worden ist, in der Gestalt der Kirche. Wer es von dieser zu trennen sucht, dem entschwindet es unter den Händen. Wer ohne sie eine „christliche Basis“ gewinnen will, der verliert alle Basis unter den Füßen.

Diese Erörterung hat vielleicht in uns allen den Gedanken hervorgerufen, daß wir doch von den irrigen Vorstellungen des modernen Protestantismus mehr eingesogen haben, als wir meist selber meinen. Sie hat uns hoffentlich auch das klar gemacht, daß die sogenannten modernen Ideen überaus weit verzweigt sind, und auf den verschiedensten Gebieten wieder ihre Wirkungen hervorbringen, so daß es wenig nützen kann, wenn wir sie auf dem einen Punkt bekämpfen, auf anderen wieder fördern. Wenn sie überdies den Nutzen gehabt hat, daß wir uns künftig selbst Ausdrücken gegenüber, die anfangs unverfänglich schienen, mit größerer Vorsicht waffnen, dann ist sie nicht umsonst angestellt.

Exegetische Zeitfragen im Bereiche des Volksunterrichtes.

Von Dr. Vinzenz Hartl, St. Florian.

[Alle Rechte vorbehalten.]

„Gott sei Dank, daß ich damit nichts zu tun habe“, pflegte stillfroh ein seliger Mitbruder zu sagen, wenn er Zeuge war, wie sich zwei gute Freunde gelegentlich auch einmal ordentlich die „Wahrheit“ sagten. „Gott sei Dank, daß ich damit nichts zu tun habe“, pflegte bis vor kurzem der praktische Seelsorger zu sprechen, wenn er von dem Wortgezanke der Exegeten hörte. Dachte er dabei an das Gestrüppe widersprechender Auslegungen, das ihm einst die wissenschaftliche Exegese so dornenvoll gemacht, so wurde ihm sein Beruf noch tausendmal teurer und er sprach mit einem Seufzer der Erleichterung: Weil ich nur damit nichts mehr zu tun habe.

So war's in der guten alten Zeit; seit Jahr und Tag ist es anders geworden. „Man kennt sich schon wirklich nicht mehr aus, was man noch den Kindern aus der biblischen Geschichte sagen darf“, klagte mir kürzlich ein Katechet. Das Gezanke der Exegeten hat eben jenen Boden betreten, auf dem der Seelsorger sich heimisch fühlt, auf den der Katechet schon die kleinen ABC-Schützen führen muß —